

Am See

Harriet war fortan das geheime Zentrum, auf das sich alles bezog. Sie war auf überwältigende und doch anspruchslose Weise Teil meines Lebens. Ohne ein Wort, ohne eine große Geste. Und doch wie etwas, mit dem man hätte rechnen müssen.

Ich dachte oft an sie. Wenn ich meine Bücher sortierte, im Hof spielte oder vor dem Spiegel stand. Ich dachte an ihre gestrafften Schultern, an den Rücken, der so aufrecht war, dass er die Stuhllehne kaum berührte. An ihren gesenkten Kopf auf dem Schulhof und das Notizbuch, in das sie in jeder Pause hineinschrieb.

An diesem Mädchen sprach alles. Ihr Körper sprach mit jeder Bewegung, drückte sich mit jedem Nicken, jeder Geste aus. Harriet hatte eine Art, ihre Schulhefte aufzuschlagen, dass niemand wagte, sie zu stören. Andere Schülerinnen bekamen Fluggeschosse in den Rücken oder wurden Opfer eines Streichs. Nicht so Harriet. Mir fiel auf, dass sogar die Lehrer es nicht wagten, sie zu stören. Wenn Harriet nicht an die Tafel wollte, wurde sie nicht aufgerufen. Ihre Haltung wies jede in diese Richtung gehende Aufforderung ab. Doch nicht, weil sie bemüht wegsah – denn das war, wie jeder wusste, der sicherste Weg, um aufgefordert zu werden –, sondern, wie ich im Physiksaal feststellen konnte, indem sie dem Lehrer nicht auswich, ihn geradezu fixierte. Obwohl ich rasch durchschaute, dass sie um diese Wirkung wusste, spielte sie ihre Konzentration nicht. Es mochte sein, dass sie sich am Anfang bewusst für sie entschied, vermutlich um sich zu schützen oder schlicht ihre Ruhe zu haben, doch nach einiger

Zeit war sie ihr in Fleisch und Blut übergegangen. Ihr Atem war ruhig, der Kopf leicht nach vorne geneigt, vielleicht löste sich eine Strähne aus dem Haar – mehr Unordnung und Nachlässigkeit hatte ich noch nicht an ihr entdeckt. Sie hatte in den Wochen, die sie in unserer Klasse war, nicht ein einziges Mal ihre Beherrschung verloren. Man könnte mutmaßen, dass sie sich in unbeobachteten Momenten zurücklehnte, vielleicht die Augen schloss oder sich achtlos über die Stirn strich. Dass die Spannung ihres Rückens nachgab und sie sich unauffällig umsah. In all dieser Zeit war es nicht ein einziges Mal geschehen.

Ich konnte nicht anders, als mir immer wieder ihre Schönheit bewusst zu machen, sie zur Kenntnis zu nehmen, wie etwas, das man nicht verstand, wie sehr man sich auch darum bemühte. Ihre Augen hatten etwas Katzenhaftes: Lange Wimpern, ein klares Weiß, in dessen Mitte grauschwarze, von einzelnen hellen Punkten durchbrochene Iris schwammen. Ein genauer, beobachtender Blick, dem nichts zu entgehen schien, der eine Weichheit offenbarte, die nicht urteilte und nichts verlangte, und der doch schwer aufzufangen war.

Der einzige Makel, den ich an ihr entdeckt hatte, war ein spitzer Zahn, der zwischen den wie Perlen aneinandergereihten Zähnen hervorstach. Doch gerade diese Unregelmäßigkeit war auf irritierende Weise schön. Sie ließ mich stets auf ein Lächeln hoffen, das sich selten genug von ihrem Mund löste.

Ihre Schönheit wäre auch in einem Leinensack nicht zu verbergen gewesen, doch Harriet war das bestangezogene Mädchen der Schule. Ihre Kleider waren nicht aufdringlich, sie hatten keine grellen Farben oder auf-

fällige Muster, doch der Schnitt war nach der neuesten Mode gefertigt und sie trug, was mir schmerzlich auffiel, an jedem Tag ein anderes.

Ich besaß zwei Kleider. Darüber hinaus hatte ich meine Uniform, den blauen Rock, mehrere weiße Blusen und das schwarze Halstuch – doch Kleider nur zwei. Das Grüne hatte mir Mutter aus einem gebrauchten Stoff nähen lassen und das Blaue hatte ich von Daggi geerbt. Eines war immer in der Wäsche und somit unerreichbar, auf das andere, das ich am Leib trug, versuchte ich gut aufzupassen. Häufig spritzte das Tintenfass oder tropfte ein Eis, und Mutter musste es lange über der Waschschüssel behandeln, damit die Flecken wieder herausgingen. Noch vor nicht allzu langer Zeit waren mir Röcke lieber gewesen als Kleider. Man konnte sich freier darin bewegen, besser klettern, und wenn sie schmutzig waren, fiel es meist nicht weiter auf. Doch irgendwann, vielleicht, als Leo begann mir nicht mehr aus dem Sinn zu gehen, wuchs mein Begehren nach Kleidern. In einem Kleid war man eine junge Frau, in einem Rock noch ein Mädchen. Das hatte Daggi, die älter war, und mir somit immer voraus, auch erkannt. Sie hatte so lange bei ihrer Mutter gebettelt, bis diese ihr einige Kleider nähen ließ. Ich versuchte dieselbe Taktik bei meiner Mutter Meta. Sie sah mich lange an und schüttelte dann den Kopf. Ein solches Kopfschütteln, dem ein Schweigen vorausgegangen war, war unumstößlich.

Harriet hatte an jedem Tag ein anderes Kleid an. Besonders gut standen ihr Pastelltöne, Altrosa, Blassgrün oder Lichtblau. Dann stach ihr schwarzes Haar wie Samt hervor und ihre Haut setzte sich ganz sacht von den hellen Tönen des Kleides ab. Sie kleidete

sich in Stoffe, die den Schimmer fließenden Wassers hatten, und wenn sie an kühlen Tagen mit einer Strickweste um die Schultern den Schulhof betrat, sah die Wolle aus, als hätte man mit leichtem Atem den Inhalt einer Puderdose aufgewirbelt. Ich genoss es, sie betrachten zu dürfen. Dieses unmittelbare Schauen, bei dem man sich im Anblick eines anderen verliert, hatte ich noch nie so intensiv erlebt, und ich konnte die Gefühle, die damit verbunden waren, nicht einordnen. Manchmal war ich hingerissen von ihrem Äußeren, manchmal durchfuhr mich Neid wie ein stechender Schmerz.

Sie hielt alle auf Distanz. Ihr Blick machte es unmöglich, sich ihr zu nähern. Einige Mädchen aus der Klasse hatten versucht, mit ihr ins Gespräch zu kommen, doch außer ein paar höflich erwiderten Sätzen war sie nicht darauf eingegangen. Nur Maria, die sie bedauerte, vielleicht ebenso wie ich bewunderte, verzieh ihr ihre Schweigsamkeit und sprach sie immer wieder an.

Ich mochte nicht auf Harriet zugehen. Der Abstand zwischen uns gab mir die Sicherheit, sie noch eine Weile aus der Ferne studieren zu können.

„Woher weißt du das?“

„Pirosch hat im Büro seines Vaters die Wohnsitz-Anmeldung der Familie gefunden.“

„Und du bist sicher, dass das stimmt?“

Daggi zupfte nachdenklich an ihrer Unterlippe: „Und wenn schon, warum ist das wichtig?“

„Es ist wichtig!“, sagte ich lauter als beabsichtigt.

Daggi sah mich fragend an, dann ging sie weiter. Wir waren auf dem Weg zur Schule. Es hatte in der Nacht geregnet, die Straßen waren nass. Maiglöckchen und

Flieder hatten noch Mitte des vergangenen Monats dem Raureif trotzen müssen. Doch dem kühlen, feuchten Frühjahr folgte ein sommerlich warmer Junibeginn. Vielleicht konnten wir in dieser Woche zum ersten Mal schwimmen gehen.

„Ihre Mutter ist also gestorben ...“

Daggi nickte.

„Und ihr Vater ist Advokat?“

„Ja, stell dir vor, drei Monate nach dem Tod seiner Frau hat er wieder geheiratet. Eine gewisse Asta Liernerth.“

„Aber Harriet ist das einzige Kind?“

„Soweit ich weiß, ja. Herr Weissenberg hat bei der Volksgruppe eine Entschuldigung für seine Tochter erwirkt. Sie ist vom Jungmädelsbund befreit, wegen gesundheitlicher Probleme.“

Sie sprach die letzten beiden Worte wie in Anführungszeichen aus. Für Daggi, seit letztem Jahr zum Bund Deutscher Mädels gehörend, war dies keine Auszeichnung für Harriet.

Ich zuckte mit den Schultern. Es war eigenartig, diese Dinge zu erfahren. Obwohl ich oft an Harriet dachte, hatte ich nie versucht, mir ihr Leben vorzustellen.

„Kannst du glauben, dass sie in der Villa Löw wohnt?“

Dieser Umstand schien Daggi am meisten zu beschäftigen.

„Es passt zu ihr“, sagte ich, vielleicht dachte ich es aber nur. Wenn ich mir ein Haus für dieses Mädchen hätte aussuchen können, dann wäre es die Villa Löw auf der Hallerwiese gewesen. Das Villenviertel war ein sagenumwobener Ort, ein fernes, unerreichbares Quartier jenseits der Promenade, in dem Menschen

wohnten, die Bedienstete hatten, eigene Kutschen oder Automobile, und die in Geschäfte auf der Heltauer-gasse hineingingen, die man nie betreten würde.

Harriet war also eine von ihnen. Doch sie war anders als die anderen Villenkinder, die ich kannte. Sie war in meinen Augen die einzige, die es verdient hatte, dort zu leben. Vielmehr: Es war kein anderer Ort für sie vorstellbar.

Die Villa Löw hatte helle Mauern aus Stein, die aus-sahen, wie die Überreste einer Festung. An der linken Seite lag die bogenförmige Tür, im Erdgeschoss und dem ersten Stock erhoben sich Sprossenfenster, darüber ein verzierter Giebel. Ein marmorner Spring-brunnen stand am Tor, eine nackte Figur, halb Kind halb Mann, mit einem Krug auf der Schulter. Die Villa war um die Jahrhundertwende von einem Ingenieur er-baut worden. Obwohl sie nicht besonders alt war, hatte sie schon zwei Mal den Besitzer gewechselt. Die Vor-hänge waren über ein halbes Jahr zugezogen gewesen.

Eines Abends im vergangenen Herbst, als ich für Mutter einen Botengang in der Friedenfelsgasse erle-digte, hatte ich bemerkt, dass das Gartentor offen stand. Ohne zu zögern betrat ich das Grundstück. Das Haus lag vor mir wie ein schläfriger Wächter, der Spring-brunnen war ausgetrocknet und vor der Eingangstür stand verloren ein Stuhl. Jemand hatte einen Karton darauf abgelegt. Ich spielte kurz mit dem Gedanken, nachzusehen, was darin war. Dann ging ich weiter, um das Haus herum, in den hinteren Teil des Gartens. Efeu hatte die Mauern umschlungen und die Fensterschei-ben wie die Schießscharten einer Burg eingefasst.

Laub bedeckte die Wege, vom Wind wahllos zusam-mengekehrt. Rosenumrankte Bögen führten auf eine

weiße Bank zu. Viele Blumen waren verwelkt, nur die Katzenminze scherte sich nicht darum, ob jemand sie allabendlich goss. Die Sonne war zu dieser Stunde hinter dem Horizont verschwunden, doch der Himmel leuchtete strahlend blau. Für mich gab es keinen schöneren: wenn keine Wolke, nicht einmal der zarteste Schleier zu sehen war, wenn der Himmel kristallklar und von solch einer Reinheit war, wie ein frisch gewaschenes Leintuch. Nicht die Dunkelheit, die die Sterne umgab, nicht das von Wolken zerrissene Grau so vieler durchwachsener Tage. Jenes klingende, leuchtende Blau, das sich so ebenmäßig über den Himmel verteilte, dass kein Schatten, kein anderer Ton auszumachen war. Unter diesem Himmel mutete der Garten wie ein verwunschener Ort an. Losgelöst von den Straßen der Stadt, den Feldern und Karpaten, als wäre ein Glasgewölbe darüber gespannt, einer Schneekugel gleich. Ein Haus stand darin, ein Mädchen ging durch den Garten, das Laub wirbelnde Flocken unter den Füßen.

Ich ging durch die Rosenbögen an Buchsbäumen, verwilderten Brombeerhecken und wild wachsendem Sonnenhut vorbei. Wie ein Kirchengewölbe umschlossen die Bäume die weiße Bank mit ihren ausladenden, überhängenden Ästen. Es musste schön sein, sie an heißen Sommertagen aufzusuchen, im Schatten zu sitzen und zu wissen, dass einem dies alles gehörte. Ich nahm Platz, schloss die Augen, und folgte den orangen Punkten, die über die Netzhaut wanderten. Der Wind bewegte den Baldachin aus Blättern und strich durch die Eschen und Akazien, die das Anwesen begrenzten. Die wirbelnden Blätter glichen dem Geräusch einer Meeresbrandung, zumindest so, wie ich mir eine Brandung vorstellte.

Bevor ich an jenem Abend den Garten der Villa Löw verließ, hatte ich so viele rote Rosen gesammelt, wie in meinen Beutel hineinpassten. Mutter hatte die Rosenblätter drei Tage in einen Glasbehälter mit kaltem Wasser eingelegt und, als sie ihr Aroma an das Wasser abgegeben hatten, mit Zucker und Zitrone abgeschmeckt.

In unserer Vorratskammer, das wurde mir nun bewusst, stand Rosenwasser aus Harriets Garten. Dem Rosengarten mit seiner Baumkapelle, den gestutzten Buchsbäumen und dem Zaun, der das Grundstück auf einer Fläche begrenzte, auf dem zwei weitere Häuser Platz gefunden hätten.

Harriet wohnte also in der Villa Löw – nein, ich war nicht im Geringsten darüber verwundert.

Wir gingen am Stadtpark vorbei, Daggi schlug den Weg zu dem Holzhäuschen ein. Ich übernahm ihre Schultasche und bewachte den Eingang. Was folgte war ein routinierter Prozess. Der Rock wurde mit Sicherheitsnadeln hochgesteckt, die Kniestrümpfe heruntergerollt und die Lippen nachgezogen. Seit mehr als einem halben Jahr hatte sich dieses Ritual an Schultagen wiederholt. Die Kunst war, die Veränderungen so behutsam vorzunehmen, dass es dem geübten Auge zwar auffiel, den Lehrern aber zu gering erschien, um einen Verweis zu erteilen. Nur ein einziges Mal war Daggi bestraft worden – es sei keine natürliche Schönheit, die sie da zur Schau stellte. Sie hatte das Klassenzimmer verlassen, sich den Lippenstift abwischen müssen und den Rest der Stunde in der Ecke verbracht. Kniend, das Gesicht zur Wand. Doch das war es ihr wert gewesen. Auf dem Schulweg genoss sie die Blicke der Jungen, denen nicht entging, dass der Rock ein klein wenig mehr von Daggis Beinen enthüllte als erlaubt, und wie

aufregend der Kontrast zwischen ihren roten Haaren und dem kirschfarbenen Lippenstift war.

Nach wenigen Minuten trat Daggi wieder heraus. Als ich ihr die Schultasche überreichte, kam eine alte Frau hinter dem Gebüsch hervor.

Daggi reagierte blitzschnell und rannte los.

„Gesindel!“, rief die Frau. „Glaubt ihr, ich weiß nicht, was ihr jeden Morgen hier treibt?“

Es war die Frau des Parkgärtners, von Daggi „Verhutzelte“ genannt, die uns in den letzten Wochen vermehrt aufgelauret hatte. Sie vermutete in dem Holzhäuschen einen sittenwidrigen Treffpunkt und rief uns wenig schmeichelhafte Schimpfworte hinterher. Ich konnte ihre Stimme noch hören, als wir bereits wieder auf der Straße waren.

Daggi blieb lachend stehen. Es war wohl an der Zeit, sich nach einer neuen Morgengarderobe umzusehen.

Ich ließ mich nach hinten fallen.

Die Gänsehaut an Beinen und Armen verschwand langsam unter der Sonne. Die Nächte waren noch zu kalt, das Wasser konnte die tagsüber empfangene Wärme nicht speichern. Im letzten Sommer waren wir jede Woche am Fischteich gewesen. Manchmal nahmen wir bereits am Vormittag den Weg aus der Stadt, Brote, hartgekochte Eier und Äpfel als Proviant. Ein anderes Mal erreichten wir seine Ufer erst am Nachmittag, wenn wir nach der Schule mit den Rädern die Schewisgasse weiter stadtauswärts ins Goldtal fuhren.

Die beiden Seen hatten zu jeder Tageszeit ein anderes Gesicht. Am Morgen waren sie klar wie ein Spiegel, man sah Fischeschwärme, Steine und die Pfähle des Bootsstegs. Dann kamen die Ausflügler aus der Stadt

und wirbelten Schlamm auf, der das Wasser trübte. Erst am Abend wurden sie wieder durchsichtig, wenn die Boote vertäut waren, nur noch vereinzelt Menschen an ihren Ufern saßen und zusahen, wie der Mond begann, eine silberne Spur übers Wasser zu legen.

Heute waren wir zum hinteren See gewandert. Hierher verirrten sich weniger Besucher, die meisten blieben am ersten See in der Nähe des Zoos. Daggi und Arthur lagen etwas abseits und küssten sich. Neugierig und ein wenig verlegen sah ich hin. Arthur, den seine Freunde Rocco nannten, war bereits achtzehn Jahre alt, ein hochgewachsener Junge mit einer im Ansatz vorhandenen Hasenscharte. Er war impulsiv und leicht für eine Sache zu gewinnen. Daggi mochte seine Unabhängigkeit, eben jene Eigenschaft, die seine Mutter am meisten zu maßregeln wusste.

Außer uns war noch eine Gruppe Jugendlicher am See. Sie saßen an der Feuerstelle und spielten Karten. Ich legte mir ein Handtuch unter den Kopf, spürte das warme Gras an meinem Rücken und folgte ihren Gesprächen. Nach einiger Zeit hörten sie auf, sich zu unterhalten, und in der Stille spürte ich, dass etwas sich verändert hatte. Ich hob den Kopf und sah mich um. Zwischen den Bäumen, die den See umrundeten, trat eine Frau hervor, gefolgt von einem Mädchen. Die Frau breitete eine Decke auf der Wiese aus und stellte einen Weidenkorb ab. Das Mädchen zog ihr Kleid über den Kopf und ging, ohne sich umzusehen, bekleidet mit einem hellgelben Badeanzug, ans Ufer.

Es war Harriet. Sie hatte die Haare zu einem Knoten festgesteckt, zwei Bänder überkreuzten ihren Rücken. Ich sah ihre Schulterblätter, die hervorstehenden Knochen, die helle, makellose Haut, sah ihren schlanken

Hals und ihre Hände, die behutsam Wasser schöpften, Arme und Beine benetzten. Sie ließ sich Zeit, um sich an die Temperatur zu gewöhnen, dann ging sie zügig ins Wasser, hob die Arme und tauchte kopfüber in den See.

Harriet erreichte mit schnellen, kräftigen Zügen die Seemitte, die Frau auf der Decke schälte einen Apfel und zog ihren Strohhut tiefer ins Gesicht, als fürchte sie die Sonnenstrahlen. Ich fragte mich, ob die beiden wussten, dass es nicht üblich war, hier zu schwimmen. Wenn sich jemand hineinwagte, dann, so wie wir, ins seichte Wasser, doch zumeist wurde der See nur mit Ruderbooten befahren.

Daggi und Arthur hatten die Neuankömmlinge nicht bemerkt. Den Jugendlichen indessen war Harriet nicht entgangen. Sie stießen anerkennende Pfiffe aus, und einem blonden Jungen wurde auf die Schulter geklopft. Ich spürte einen Stich in der Magengrube und setzte mich auf. Alles, was ich von Harriet sah, waren ihre weißen Arme und eine aufspritzende Wasserspur.

Wenn ich später an diesen Nachmittag zurückdachte, so kam mir das, was nun geschah, so unausweichlich wie logisch vor. Als wäre es auf einer Bühne arrangiert, folgten die Akteure einer genau einstudierten Dramaturgie: Daggi und Arthur, die von der Welt nichts mitbekamen. Eine Frau mit Hut, die kurz zwischen den Bäumen verschwand. Vier Jugendliche, eine aufspritzende, schaumweiße Spur auf dem Wasser, darüber die Sonne, halb verborgen von Schleierwolken, und der See, der in seinen Tiefen noch die Kälte des Frühlings bewahrte.

Ich erinnere mich an jedes Detail, als habe ich diese Situation viele Male erlebt. Vielleicht aber rührt dieser

Eindruck allein daher, dass mich die Erinnerung an jenen Nachmittag nie wieder losgelassen hat. Manchmal glaube ich, ich säße immer noch am Ufer, verfolgte immer noch Harriets Spur auf dem See. Manchmal höre ich das Klackern der Boote und ein kalter Schauer überkommt mich, als habe ich Harriet nicht erst später verloren, sondern bereits in jenem Augenblick.

Der blonde Junge war aufgestanden und ging ans Ufer. Er blieb zunächst stehen, nahm dann den Weg zum Bootssteg, der an wenigen vertäuten Booten vorbei in den See führte. Er ging in die Hocke, tauchte die Hände ins Wasser und wartete, bis Harriet näher kam. Seine Freunde riefen ihm etwas hinterher. Kurz darauf ließ er sich ins Wasser gleiten und schwamm auf Harriet zu. Sie bemerkte ihn und machte kehrt. Er folgte ihr. Sie änderte erneut die Richtung, doch wenige Meter vom Bootssteg entfernt hatte er sie fast eingeholt. Vielleicht sollte es ein Scherz sein, eine halb ernst gemeinte Verfolgungsjagd, ein törichter Streich, aus der Laune eines Sommernachmittags geboren. Doch die Wirkung war eine andere. Harriet geriet in Panik. Ihre Bewegungen wurden fahrig, sie tauchte immer länger unter. Er ließ nicht von ihr ab, hatte sie erreicht, und als er schließlich die Hand nach ihr ausstreckte, waren sie an einem Kahn angelangt und ich konnte sie nicht mehr sehen.

Ich sprang auf und rannte zum Bootssteg. In diesem Moment rief Daggi meinen Namen. Die drei Jugendlichen verharrten an der Feuerstelle, hatten jedoch inzwischen ihre Zurufe unterlassen. Wilde Verzweiflung packte mich, als ich den See erreichte und Harriet nirgends entdecken konnte.

Ich lief über den Steg, rutschte aus, schlug mir das Knie blutig, stand auf und rannte weiter. Hinter einem

Ruderboot schwamm der Junge. Er sah sich suchend um, die Angst stand ihm ins Gesicht geschrieben. Harriet war fort. Er drehte sich wie eine Marionette im Kreis, spritzte Wasser auf, tauchte, kam wieder herauf, sah sich suchend um. Ein Laut drang aus seinem Mund, es klang wie ein Winseln. Mit einem Sprung war ich im Wasser. Ich hörte Schritte auf dem Steg, dann nur noch den dumpfen Laut der vertäuten Boote, das Knacken der Holzpfähle und den gedämpften, rätselhaften Klang der Unterwasserwelt. Ich holte Luft und tauchte unter.

Zuerst sah ich nur aufgewirbelten Schlamm, Schlingpflanzen, Grasbüschel und Glasflaschen auf dem Grund. Dann konnte ich undeutlich Gliedmaßen ausmachen. Die Luft ging mir aus, ich spürte, wie meine Lungen brannten und kam wieder an die Wasseroberfläche. Arthur beugte sich vom Steg zu mir. Daggi, neben ihm, sprach auf die Frau mit dem Sonnenhut ein.

„Sie ist hier irgendwo“, rief ich verzweifelt. „Arthur, ich glaube sie ist unter den Booten!“

Zwischen miteinander vertäuten Booten, schwebend wie unter Wolken, die Glieder leblos baumelnd, fanden wir Harriet. Ihre Haare hatten sich gelöst, sie umkränzten ihr Gesicht, in dem ein solches Einvernehmen stand, dass mir unwillkürlich ein Schrei entfuhr. Arthur griff ihr unter die Arme und merkte, dass sich ein Tau um ihren Hals geschlungen hatte. Ich versuchte, die Schlinge zu lösen, schlug mit dem Kopf gegen die Unterseite des Bootes, verhedderte mich in ihren Haaren, und war ihrem Gesicht, das so beängstigend gelöst aussah, nahe wie nie zuvor. Auf einmal wusste ich, dass ich genau zwei Möglichkeiten hatte. Ich konnte an dem Tau zerren und ihr Haar verfluchen, das es meinen Fingern schwer machte, die Schlinge um ihren Hals zu

lösen. Ich würde sie verloren geben und nur gegen das rebellieren, was sich bereits erfüllt hatte. Oder ich konnte daran glauben, dass sie leben würde, leben musste, weil der Zufall uns *beide* an diesem Tag an den See verschlagen hatte, weil es einen Sinn haben musste, dass ich sie, wann immer sie in meiner Nähe war, nicht aus den Augen gelassen hatte, und weil ich wollte, dass unsere Geschichte noch nicht zu Ende war.

Mit plötzlicher Ruhe, mit wenigen konzentrierten Handgriffen, löste ich die Falle, in die sie geraten war. Arthur zog sie unter den Booten hervor. Wir tauchten auf. Harriets Wangen waren über und über von ihrem Haar bedeckt. Ihr Verfolger saß wie versteinert auf dem Bootssteg.

Daggi zog Harriets Körper hinauf, Arthur trug ihn über den Steg, legte ihn aufs Gras und fing sofort an, den Brustkorb zu bearbeiten. Die Frau mit Hut stieß einen spitzen Schrei aus und sank auf die Knie.

Ich rief Harriets Namen.

„Du musst sie beatmen“, presste Arthur hervor.

„Wie?“

Ich kniete neben ihrem Kopf, meine Finger schoben das nasse Haar zur Seite, berührten hilflos ihre Lippen.

„Atme ihr einfach in den Mund, Ella.“ Seine Stimme klang hart.

Ich umfasste Kinn und Scheitel mit den Händen. Ihre Lippen waren kalt.

„Jetzt“, kommandierte Arthur, „jetzt!“

Ich pustete mit ganzer Kraft.

„Jetzt“, wiederholte er.

Erneut presste ich den Mund auf ihre Lippen. Ich spürte nicht, wie sich Steine in meine Haut bohrten, nicht, dass mein Knie blutete. Ich konnte nichts ande-

res wahrnehmen, als Harriets eisige Lippen, die blasse, kühle Haut. Endlich bäumte sich ihr Körper auf, ein Schwall Wasser strömte aus ihrem Mund.

„Harriet?“, flüsterte ich und stützte ihren Rücken.

Sie hustete und atmete schwer, sah auf, mit einem unendlich sanften Ausdruck, als wäre sie lange Zeit fort gewesen und müsse sich zuerst erinnern, wo sie war.

Die Frau schluchzte und schüttelte Harriet, die daraufhin noch einen Schwall Wasser spuckte. Ich rannte zu meiner Decke, hob das Handtuch auf und war gleich wieder bei ihr.

Zitternd zog sie das Handtuch um ihre Schultern, noch immer schwer atmend. Sie sah mich schweigend an. Dann wanderte ihr Blick zu meinem Knie.

„Du blutest ja, Ella“, sagte sie.

Ich weiß nicht, was mich mehr verwunderte. Die Anteilnahme und Sorge in ihrer Stimme oder die Tatsache, dass sie meinen Namen kannte. Oder war es die Art, wie sie meinen Namen sagte? So selbstverständlich, als habe sie ihn schon viele Male ausgesprochen.

Meine Anspannung löste sich und eine tiefe Müdigkeit trat an ihre Stelle. Mir wurde schwindelig, ich rutschte zur Seite und spürte erstmals mein schmerzendes Knie. An alles, was danach geschah, erinnere ich mich nur bruchstückhaft und so, als habe ich es als Zuschauer aus weiter Ferne erlebt.

Ich sehe, wie die Jugendlichen ihre Sachen packen und in unverkennbarer Eile den See verlassen. In ihrer Mitte Harriets Verfolger, das Gesicht zu einer Schreckensmaske verzerrt. Ich sehe, wie die Frau mit Hut unter Tränen Arthur die Hand schüttelt und Harriet mitsamt meinem Handtuch zu ihrem Platz und

zwischen den Bäumen hindurch wegführt. Ich sehe Daggi und Arthur, die mich in ihre Mitte nehmen, spüre, wie mir Arthur auf die Schulter klopft, wie Daggi mir das Knie notdürftig mit einem Stück Stoff verbindet. Ich höre das Klackern der vertäuten Boote gegen die Pfähle des Steges. Spüre den Sommerwind, der eigentlich noch ein Frühlingswind war, und rieche die schlammige, fischige Würze des Sees, der mir Harriet fast genommen und sie mir aus einer Laune heraus wieder geschenkt hatte.